



Neulich habe ich mich in meine Kindheit zurückgebeamt. Rollschuhlaufen. Wettrennen um die Reihenhäuserzeilen, Kindergeschrei, holpriger Asphalt. Ich liege in Führung, leicht zur Seite gebeugt, meine Rollschuhe ziehen in die letzte Linkskurve. Selbstbewusst surren die linken Rollen, sie geben Halt, der linke Arm angewinkelt, die Bewegung wie auf Schienen. Doch rechts fängt es plötzlich an zu wackeln. Ein kleiner Stein hat die vordere rechte Rolle aufgebockt, die langsam wie ein Transportflugzeug abzuheben beginnt. Der rechte Arm reißt nach oben, wie beim Torschrei. Links und rechts zerren aneinander, immer mehr in ihre jeweilige Richtung. Ich blicke, immer noch in Führung liegend, nach unten. Wie von unsichtbarer Hand rasen der linke und rechte Rollschuh plötzlich aufeinander zu, treffen sich kurz und hart, bevor sie sich querstellen, eine Spur in den Teer ritzen. Mein Sturz war tagelang Gesprächsthema in der Siedlung.

Meine Eltern haben sich mit meinen Unfällen und daraus resultierenden Verletzungen eher nur prüfend beschäftigt. Vom Baum gefallen: Nasenbeinbruch. Im Dorfweiher knapp nicht abgeoffen: Trauma vor Gewässern. Am Baggerweiher in eine dicke Glasscherbe getreten: Klaffende Wunde. Wenn Kinder sich um sich selbst kümmern. Ich surfe weiter durch meine Kindheit. Oranges Bonanzarad, untergehende Sonne,

Kräftemessen mit anderen Jungs auf dem Bolzplatz, die Schreie der Mütter aus den Häusern: Heimkommen, aber dalli! Badewanne. Abschrubben. Butterbrot mit Radieschen. Mutter lächelt aus der Küche. Vater schaut nach, ob wir schon schlafen.

Ich reise schnell auf einer Drohne in die Gegenwart. Eine deutsche Großstadt, Spielplatz in einem Park. Mütter haben ihre Kinder im Visier. Nur nicht fallen. Nur nicht andere verhauen. Nur nicht schreien. Ein kleines Kind schubst ein anderes. Die Mütter türmen sich dahinter auf, palavern stellvertretend, zuerst Verständigung, dann Missverständnisse. Schon sind sie weg, ihre Kinder im Schlepptau. Zuhause. Der Vater ist nicht da. Start-up-Mustang irgendwo und nirgendwo. Am Wochenende geht er mit seiner Tochter auf den Spielplatz, schubst sie beim Schaukeln an, während er am Handy neue E-Mails checkt. Hin und wieder wundert er sich, was das Kind schon alles kann. Klettergerüst, Hängebrücke, Ringe, es bewegt sich leichtfüßig. Kein Hindernis ist ihm zu schwer. Oft schaut er seine Tochter an, als ob er sie eben kennengelernt hat. Beim Personalcoach hat er kürzlich fallen lassen, dass er sich eigentlich mehr kümmern müsse, sonst bekomme er zu wenig von ihr mit. Die Selbstzweifel seien normal, antwortet der Coach. Einfach die Zeitfenster mit der Tochter intensiver verbringen! Die Mutter hat sich mit Projekt Kind verselbständigt. Musikstunde, Turnstunde, englischer Sprachunterricht, Töpfer- und Malkurse. Nach der Kita sind die Tage vollgepackt. Von dem Kind existieren mittlerweile mehr Fotos als von ihren Eltern das ganze Leben hinweg. Jede neue Facette und Bewegung wird festgehalten. Eine ganze Bibliothek, grenzenlos, bedenkenlos, schamlos. Der Alltag wird zum Wettbewerb. Kleine Demütigung, wenn es sich nicht traut, im Kinderturnen die schräg gestellte Bank hochzulaufen. Kleine Trauer, wenn es in der Kita am Morgen erst einmal allein herumsteht. Kleine Eifersucht, wenn das Kind der besten Freundin schon erste englische Sätze bilden kann.

Ich will ehrlich sein, ich habe einen eingeschränkten Blick auf Kinder. Selbst habe ich zwei Kinder, zwei Enkelkinder. Innige Liebe, räumliche Distanz. Autonomie, hohe Freiheitsgrade und Selbstwirksamkeit

sind noch immer meine fest getackerten Erfüllungskategorien von gelingender Kindheit. Wer mehr davon hat und erleben darf, blickt später eher auf eine erfüllte zurück. Ich glaube so etwas wirklich. Prägung als Babyboomer in einer Siedlung. Alle Kinder purzeln in der Früh um die gleiche Zeit aus den Häusern und Wohnungen. Auf dem Weg in Kindergarten und Schule.

Der französische Historiker Philippe Ariès sagt, dass die Neuzeit den Kindern die Freiheit geraubt und sie zu dressierten Opfern gemacht habe. Opfer? Ein großes Wort. Wenngleich jeder Täter erst einmal ein Opfer braucht. Und ohne Opfer auch keine Täter. Ariès sagt, ganz früher gab es keine Kindheit, weil keiner dafür Zeit hatte. Geburt, ganz kurz Kind, dann sofort »erwachsen«, eingebunden in den gesellschaftlichen Alltag. Erst als Erwachsene begonnen haben, die Kindheit der eigenen Kinder als eigene Zeitzone zu entdecken und mit einem Zuwendungsimperativ zu interpretieren, konnten die Scheinwerfer elterlicher und pädagogischer Sorge auf sie fallen. Jede Regung und Aktion konnten ab jetzt ausgeleuchtet werden. Neue Facetten von Kindheit werden sichtbar.

Je heller und deutlicher sie erscheint, desto weniger Unfälle und Verletzungen passieren. Erstes Gesetz in der Helikoptermythologie. Eltern geben ihren Kindern Bedeutung, die sie vorher nicht hatten. Kindheit wird zum elterlichen Drehbuch, das man den Kindern alleine zu schreiben nicht mehr überlassen kann. Kindheit wird für Eltern zum eigenen sozialen Budenzauber und zur Rocket Science. Kinder sollen sich nicht wehtun und es einmal besser haben.

Paradoxerweise liegt in der Entdeckung von Kindheit als pädagogischer Zurichtungsgefahr der Ausgangspunkt größerer kindlicher Autonomie und Freiheit. Denn sich von den Eltern abzugrenzen oder gar zu befreien, funktioniert erst mit Helikopterüberwachung richtig gut. Abweichung wird erst zur Abweichung, wenn jemand anderes sie definiert. Da hat sich offenbar etwas geändert: In meiner Kindheit wäre man gar nicht darauf gekommen, sich stärker um die elterliche Sorge zu kümmern. Der Nachmittag gehörte uns! Kindheit als Welterkundung ohne elterliche Einmischung. Es war die Zeit, als schwedische Mädchen noch

ein »Haus, ein Äffchen und ein Pferd« hatten, genauso wie einen Koffer voller Geldscheine und einen Vater, der ganz weit weg auf den Meeren herumschipperte und nur selten zu Besuch vorbeikam.

Eltern leben heute nicht mehr im Taka-Tuka-Land. Sie haben sich mit einem komplizierten Dilemma herumzuschlagen, nämlich zwischen optimaler Fürsorge und bestmöglicher Selbstorganisation. Einerseits müssen sie als Souverän und Fürsorger über ihre Kinder »herrschen«, gleichzeitig aber müssen sie mit ihnen »kooperieren«, um sie scheinbarweise als Selbstorganisierte in die individuelle Freiheit zu entlassen.

Diese Kolumne irrlichert bewusst in den Sicherheitskorridoren der letzten Wahrheiten. Allzeit bereit, selbige wie einen Pudding an die Wand zu nageln. Ihr bescheidenes Ziel ist, die Widersprüche und Anomalien im täglichen Leben als die eigentlichen Energiespender zu würdigen, die uns zu wohliger, synthetischer Einsicht und Zufriedenheit führen. So lässt sich der Autor treiben – auf einer Bahnfahrt, auf einem Berg oder nur auf der Toilette sitzend. Scheinbare Gewissheiten lösen sich auf, womögliche Ungewissheiten spannen ihre Muskeln, und spontane Banalitäten kreuzen die Klängen. Diese Kolumne feiert die Ahnungslosen, entlarvt die Bodenlosen und kokettiert mit den Zweifellosen. In der heutigen Folge preisen wir die Kindheit. Sie erhält dieses Mal den FLXX, einen symbolischen Preis, den wir vierteljährlich an Personen, Ideen und Projekte verleihen, die den nahezu unerreichbaren Anspruch erfüllen, gleichzeitig ahnungs-, boden- und zweifellos zu sein.

Nächster Drohnenzwischenstopp bei Michel Foucault. 14. Januar 1976, Paris. In ganz Europa toben Orkane und Springfluten, heftige Schneefälle, krasse Wetterkapriolen. Im warmen Hörsaal beginnt Foucault seine Vorlesung. Ganz langsam und behutsam faltet er einen neuen politischen

Machtbegriff aus. »Die Macht übt sich als Netz aus, und über dieses Netz zirkulieren die Individuen nicht nur, sondern sind auch stets in der Lage, diese Macht zu erleiden und auch sie auszuüben; sie sind niemals die träge oder zustimmende Zielscheibe der Macht; sie sind stets deren Überträger. Mit anderen Worten, die Macht geht durch die Individuen hindurch, sie wird nicht auf sie angewandt.« Das ist neu: Der Einzelne steht der Macht nicht mehr gegenüber, sondern ist mit seinen diskursiven Aktionen und Gesten ihre eigentliche Wirkung. Foucault verlagert Macht und Gewalt von oben nach unten, verteilt sie auf die Vielen, die wiederum als Überträger fungieren. Man könnte fast sagen: Foucault stellt die jahrhundertelange machttheoretische Zuspitzung auf den Souverän auf die Füße einer individuell-diskursiven Perspektivendifferenz der Vielen. Es geht ihm darum, die Macht »von den Herrschaftstechniken und -taktiken her zu analysieren«.

Ich nehme meinen ganzen Mut zusammen, stehe von meinem Klappstuhle im Hörsaal auf und stelle dem Meisterdenker die Frage: »Hey, Michi, wäre die Metapher des Netzes nicht auch übertragbar auf das machtdilemmastrapazierte Eltern-Kind-Verhältnis?« Er schaut mich verwundert an und schickt mich mit einem Nix-da-Zeigefinger sofort einige Jahrhunderte zurück. Ich treffe Guillaume de La Perrière, Schriftsteller und Chronist der Stadt Toulouse. 1567, heißer Sommer, seit Tagen steht die heiße Luft, keine Abkühlung in Sicht. »Mein Junge«, Guillaume beginnt leise zu flüstern: »Ein Schiff lenken heißt, Verantwortung zu übernehmen für die Seeleute, aber es heißt zugleich auch, Verantwortung zu übernehmen für das Schiff und für die Ladung; ein Schiff zu lenken heißt auch, auf die Winde und die Klippen, die Stürme und die Flauten zu achten; es bedeutet, einen Zusammenhang herzustellen zwischen den Seeleuten, die man am Leben erhalten, dem Schiff, das man bewahren, und der Ladung, die man in den Hafen bringen muss, und deren Beziehungen wiederum zu all jenen Ereignissen wie den Winden, den Klippen und den Unwettern; dieser hergestellte Zusammenhang charakterisiert die Lenkung (gouvernement) eines Schiffes.« Ich stutze etwas, aber Guillaume kommt in Fahrt. »So auch der Familien-

vater, der als Erster aufsteht und als Letzter zu Bett geht und im Dienste der Familie über allem wacht.«

Mein Vater, fällt mir umgehend ein, hatte eine diesbezüglich etwas andere Strategie im Blick. Sein Credo: »Solange du das Gymnasium schaffst, bleibst du drauf. Falls nicht, gehst du arbeiten. Es liegt alles an dir.« Neues Spiel von Autonomie und Grenze. Neues Glück. Neue Ängste. Da hätte sich der Guillaume indes eine Scheibe abschneiden können. Ehrlich gesagt habe ich die Spielregel ziemlich schnell kapiert und konnte im Bildungsfahrstuhl tatsächlich bis zum letzten Stockwerk fahren. Gelenkt hat mich dabei aber deutlich mehr meine Mutter. Vokabeln pauken, Nachhilfe organisieren, ein paar Watschen – ups, darf man das noch sagen? Ist bestimmt verjährt. Bildungswetterhahn Kurs Nord. Rückenwind bläst mich in die richtige Richtung. Aus Kindern werden Menschenkinder. Beim Weiterflug ruft mir Guillaume nach: »Denk an die Hummel, sie regiert über den Bienenkorb, ohne dafür einen Stachel zu benötigen.« Ich drehe mich noch kurz um und schüttele den Kopf.

Echte, ehrliche Elternautorität? Schnell fliege ich bei Niklas Luhmann vorbei. Das muss geklärt werden. »Hi Nick, wie sieht's aus?« Der Meistersoziologe lehnt sich zurück und verweist auf das Kommunikationsparadoxon autoritärer Macht, das in etwa lautet: Der Machthaber formuliert eine unangenehme Handlungsalternative, welche die Untertanen zwar kennen, aber beide tun alles, um sie zu vermeiden. »Macht funktioniert nur«, grinst Luhmann, »wenn beide Seiten diese Vermeidungsalternative kennen und beide sie vermeiden wollen. Es funktioniert also nur auf der Basis einer Fiktion, einer nicht realisierten zweiten Realität.« Welcome in Bielefeld! »Und jetzt, Nick, mal ganz ehrlich: Funktioniert elterliche Autorität nicht ganz ähnlich?« Der Meister grübelt, lässt die Antwort aber nicht raus. Ein Glück, dass ich Gedanken lesen kann: »Kinder werden heutzutage genauso belohnt, bestraft, bestochen und beschimpft wie früher.« Ach so, die zweite Realität wird strategisch zur ersten? »Wenn du die Nudeln aufisst, darfst du noch eine Folge Benjamin Blümchen gucken!« Nur wenige Kinder würden diesen Satz selbst for-

mulieren, es ist ein klassischer Eltern-Richtung-Kind-Satz. Wie gesagt: Ohne Opfer keine Täter. Erziehung by Drohgebärde.

Es wird mir immer klarer. Kinder brauchen diesen Machtmumpitz eher nicht. Ihre Lebensform ist radikal auf die Gegenwart bezogen. Ereignisse, Handlungen, Störungen, Kehrtwenden, Aufgeregtheiten, ab ins Abklingbecken. Alles, was des Weges kommt, wird integriert. Jeder Punkt ist Neuanfang und Ende gleichzeitig. In toto: Kindheit ist der permanente Remix von herumliegenden Realitätsscherben, egal ob erste oder zweite Wirklichkeit. Daraus entstehen permanent Innovation und Lernen. Synapsen zünden, glühen und vernetzen sich. Hirn bombardiert Masse. Her mit dem Zündstoff.

Oh, du wunderbare Kindheit! Zeit der kreativen Innovation und Zerstörung. Entkoppelt von Macht- und Sprachspielen. Vernetzt mit dem lauten Klack, Klack neuer Ideen und dem sanften Schlummern weicher Meditationspolster. Scheitern und Gelingen im ständigen Hin und Her. Lachen und Weinen am Scheitelpunkt einer Sekunde. Oh, du wunderbare Kindheit! Wo bist du nur geblieben? So bleibt zum Ende nur die Erkenntnis: Kinder sind die besseren Erwachsenen. Sie sind kreativ, innovativ, belastbar, fehlertolerant und herrschaftsfrei. Moment mal, klingt wie ein HR-Ausschreibungstext in der neuen Start-up-Wirtschaft. Kinder als das bessere Personal für die digitale Ökonomie? Das klingt nach mitten in der Petersilie.

Da biegt plötzlich Janosch um die Ecke. »Schön und gut, Peterle«, redet er mich an. »Doch Sackgasse. Kinder sind noch viel schlauer. Sie haben manchmal überhaupt keinen Bock auf die Noch-mehr-Optionen-und-Möglichkeiten-Welt. Menschskinder eben.« Endlich *Traumstunde für Siebenschläfer*. »Piezke konnte nichts. Weil er so faul war. Weil er immer nur schlafen wollte. Schlafen und schlafen ... weißt du, heute war in der Waldschule der schönste Tag meines Lebens. Denn wir hatten den ganzen Tag Traumstunde.«

Jetzt ist aber »Aus, Sense, Schluss.«